

Vorschlag für den Kongress „Können Marginalisierte (wi(e)der)sprechen?“ für das Panel „Wir und die anderen – zum Verhältnis von Forschendem und Beforschtem“

Andrea Pabst

Soziologin, Doktorandin an der Fakultät für Sozial- und Verhaltenswissenschaften der Universität Tübingen  
(Reuterstr.32, 12047 Berlin, andrea.pabst@gmx.de)

### **„Wir und *wir* anderen“**

Die Beschreibung für das Panel greift die grundsätzlichen Linien der Auseinandersetzungen über das Verhältnis von Forschenden und Beforschten einschließlich jüngerer Entwicklungen auf. Für eine reflektierte Wissenschaft scheint mir angebracht, statt einer Umkehrung des Subjekt-Objekt-Verhältnisses über jeweilige Verschränkungen nachzudenken. So bleibt man in gewisser Weise immer in der Position des/der Forschenden, zugleich aber auch immer in jeweilige gesellschaftliche und politische Verhältnisse eingebunden und hat damit nie einen Blick „from nowhere“, wie es schon in der Standpoint-theory kritisiert wurde.

In der Forschung für mein Dissertationsprojekt zu Körperlichkeit und Straßenprotest, in der ich auch mit teilnehmender Beobachtung arbeite, handelt es sich darüber hinaus im Unterschied zum Titel des Panels „wir und die anderen“, um ein „wir und *wir* anderen“. Das erklärt sich zum einen aus der Methode der teilnehmenden Beobachtung, die ja eben nahe legt, zu partizipieren, sich also am „wir“ zu beteiligen. Zum anderen liegt es am Untersuchungsgegenstand: so habe ich an den Straßenprotesten nicht nur aus wissenschaftlichem Interesse, sondern auch aus politischen Gründen teilgenommen – eine Doppelrolle, die nicht selten zu (Rollen-)Konflikten führt zwischen dem „wir“ als Forschenden und „uns anderen“ als Demonstrierenden. Diese Konflikte einer teilnehmenden Beobachtung sind in den entsprechenden methodischen und methodologischen Texten umfangreich diskutiert.

Neben diesen Konflikten ergeben sich aber auch Vorteile, die einer wissenschaftlichen Analyse zuträglich sind. Ich meine dabei insbesondere den Aspekt der reflektierten Selbsterforschung, den eine solche teilnehmende Beobachtung beinhaltet. Im konkreten Fall meines Dissertationsprojekts handelt es sich dabei um die Reflexion über den eigenen Forscherinnenkörper, also über körperliche Zustände, Gefühle und Ausdrucksformen im Straßenprotest. Fragen, die ich in diesem Rahmen stelle, richten sich also auch an mich: Wie werden bestimmte Situationen körperlich erlebt? Welche körperlichen Reaktionen folgen? Was unterscheidet Protesthandeln von Alltagshandeln (wenn überhaupt)? Was bedeutet die körperliche Erfahrung von verschiedenen Formen und Situationen des Straßenprotests für Protest? Darüber hinaus stellen sich Fragen wie: Was bedeutet die eigene körperliche Erfahrung für die wissenschaftliche Reflexion über Körper und Straßenprotest? Was

unterscheidet eine persönliche Einschätzung von einer wissenschaftlichen Analyse?

Die letzte Frage zielt insbesondere auf die Vermittelbarkeit entsprechender Forschungsdesigns und -ergebnisse. Körperliche Ausdrucksformen und Erfahrungen mittels Text – also der klassischen akademischen Form – darzustellen, erfordert eine Übersetzungsleistung, die zudem nur begrenzt gelingen kann. Neben der Möglichkeit mit Bildern und Film zu arbeiten, haben deshalb bereits die EthnologInnen Victor und Edith Turner mit theatralen Aufführungen gearbeitet, in denen sie mit StudentInnen Rituale nach'gespielt' haben um so eine andere, (körperliche) Erfahrbarkeit und Nachvollziehbarkeit zu erlangen. In den letzten Jahren ist dies unter dem Label „Performative Social Sciences“ stark erweitert worden. Auf diese Weise können nicht nur Erkenntnisweisen entwickelt bzw. wiederentdeckt und Ernst genommen werden, die die Dichotomisierung von Forschenden und Beforschten aufbricht, sondern auch alternative Wege der Wissensvermittlung beschritten werden. Um dabei nicht dem Trugschluss einer Auflösung von Machtverhältnissen bzw. einer vermeintlichen Egalisierung aufzusitzen, ist vielleicht mehr denn je eine (selbst-)kritische Wissenschaft vonnöten.